

„Fettnäpfchen müssen erlaubt sein“

 Lisa Martin

Wie sieht eure Arbeit in Kitas aus?

Andrea Häfele (AnH): Wir gehen in die Kita, sobald das Kind dorthin kommt, und beantworten allgemeine Fragen und solche, die Fachkräfte sich nicht trauen zu stellen. Auf diese Weise bauen wir Berührungspunkte ab, sortieren die Gedanken des Teams und sind mit einem offenen, realistischen Blick für sie da.

Mit welchen Themen kommen Familien zu euch?

Franziska Teske (FT): Viele Familien haben Probleme innerhalb der Kita oder möchten wissen, welche Leistungsansprüche

Gut gemeint, ist nicht gut gemacht: Das trifft bei Inklusion den Nagel auf den Kopf. In der Theorie sind wir in Kitas alle offen für Kinder mit einer Behinderung und deren Familien – und scheitern dennoch in der Praxis. Deswegen haben wir Andrea Häfele und Franziska Teske vom Verein Eltern beraten Eltern gefragt, wie's künftig besser funktioniert.

sie haben. Genauso groß sind die Aspekte „Entlastung“ und „Freizeit“. Wo sind Kinder willkommen, die auf barrierefreie

Räume angewiesen sind? Denn es gibt wenig Angebote für Kinder mit hohem Betreuungs- und Pflegebedarf.

Wie können Kinder mit einer Behinderung am Kita-Leben teilnehmen?

FT: Die nächstliegende Antwort: komplette Barrierefreiheit. Darüber hinaus ist es abhängig von den Voraussetzungen, die jedes Kind mitbringt. Ein gehbehindertes Kind braucht nicht dasselbe wie eines mit Downsyndrom oder eines im

Den Berliner Verein Eltern beraten Eltern von Kindern mit und ohne Behinderung gibt es bereits seit 40 Jahren. Derzeit arbeiten dort vier Mütter, die alle ein Kind mit einer Behinderung haben. Der Verein arbeitet nach dem Peer-Ansatz. Heißt: Die Mitarbeiterinnen beraten Eltern und Fachkräfte aus ihrer eigenen Erfahrung heraus. „Im Grunde sind wir ab einem pränatalen Befund für das gesamte System um das Kind da“, erklärt Andrea Häfele. Außerdem möchte der Verein Familien untereinander vernetzen, indem er Familienangebote schafft und Familien in ähnlichen Situationen zusammenbringt.

Mehr Informationen gibt es hier: www.eltern-beraten-eltern.de

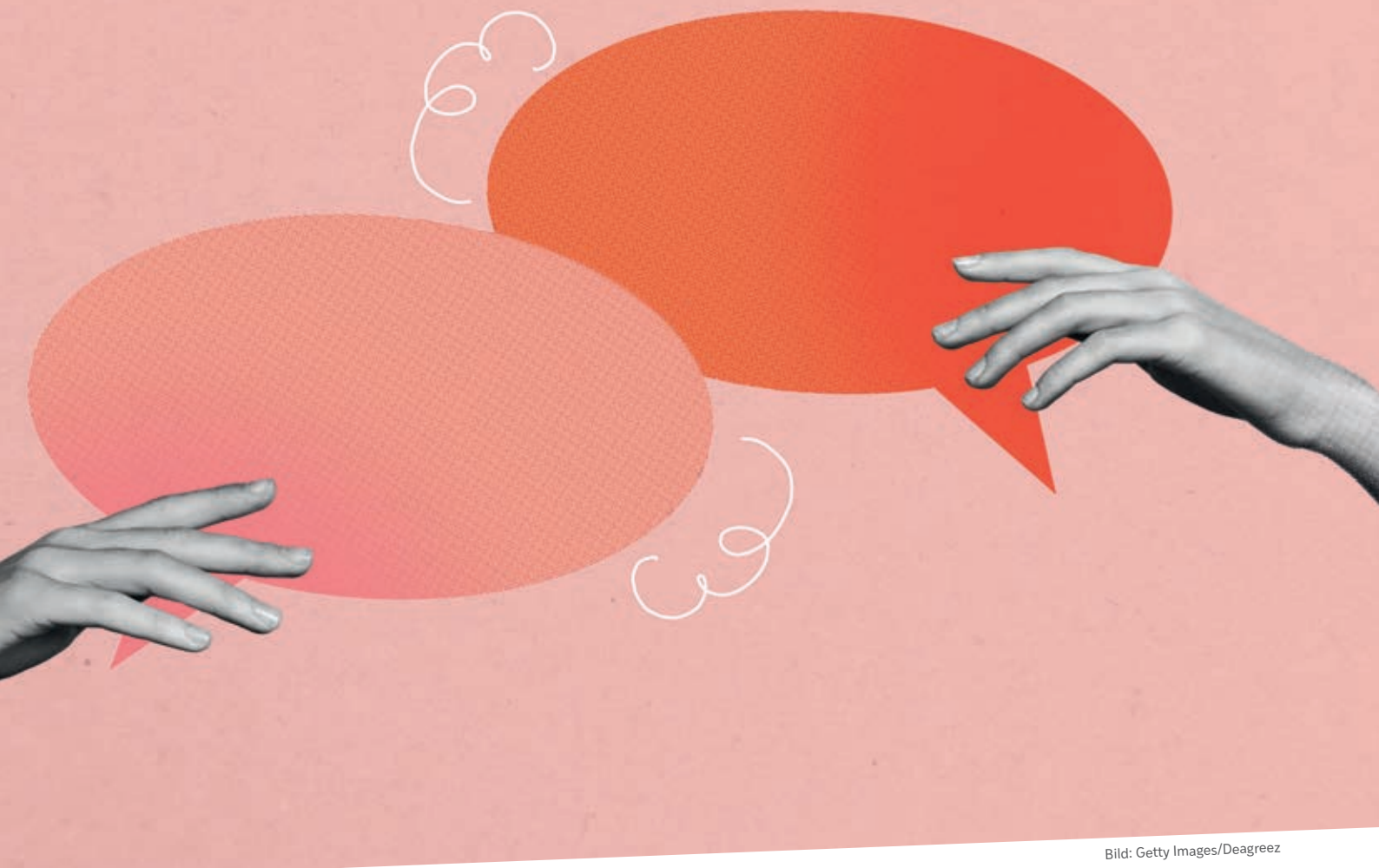


Bild: Getty Images/Deagreez

Autismus-Spektrum. Selbst Kinder mit derselben Behinderung haben sehr unterschiedliche Bedürfnisse.

Daraus folgt?

FT: Ein enger Austausch zwischen Elternhaus und Kita ist ausschlaggebend, um konkrete Bedürfnisse abzuklären und zu schauen, wie die Kita möglichst nah dahinkommt.

AnH: Mir ist zuerst der Begriff „Haltung“ eingefallen. Wir müssen offen dafür sein, was das einzelne Kind braucht. Vielleicht benötigt es eine Fachkraft an seiner Seite, vielleicht benötigen die Eltern eine Dolmetscherin. Gleichzeitig dürfen Kita-Teams Fehler machen und Fragen stellen. Der Austausch in dem

Dreieck Fachkräfte – Familie – Kind ist extrem wichtig bei einem Kind mit Förderbedarf. Therapeut:innen oder Fachärzt:innen sind übrigens ebenfalls Teil des Ganzen.

Weil sie alle Teil des Teams sind?

AnH: Richtig, und um die Menschen vor Ort in der Kita und die Menschen im Hintergrund als interdisziplinäres Team zu verstehen, müssen alle offen sein.

Viele Menschen sind aus Angst, Fehler zu machen, verschlossen gegenüber Menschen mit Behinderung. Erlebt ihr das auch?

FT: Umso mehr man mit Inklusion zu tun hat, desto stärker

wird das Gefühl, Nachholbedarf zu haben. Menschen haben typischerweise Angst, im Umgang mit Menschen mit Behinderung etwas falsch zu machen, und tun dann im Zweifel gar nichts. Dabei können wir an dem Anspruch, alles von Anfang an richtig zu machen, nur scheitern.

Warum?

FT: Wir müssen jedes Kind erst kennenlernen, um zu wissen, was es braucht. Dafür ist eine gewisse Freundlichkeit gegenüber Fehlern elementar. Es muss erlaubt sein, richtig ins Fettnäpfchen zu treten. Manche sprachlichen Ausdrücke sind zum Beispiel für die eine Person in Ordnung, für die andere ein No-Go. So oder so können wir



uns entschuldigen. Situationen gehen schief. Haben wir Angst davor, gehen wir überhaupt keinen Schritt aufeinander zu.

Kommunikation ist folglich das Stichwort.

FT: So ist es. Neulich haben sich die Eltern eines hörbehinderten Kindes für ein Kita-Angebot interessiert. Das Team hat sich daraufhin sofort Gedanken gemacht, wie sie das Angebot mit einer kleinen Gruppe realisieren können und danach erst mit den Eltern gesprochen.

Die haben sich wahrscheinlich gefreut, dass das Team derart engagiert war.

FT: Sie waren total vor den Kopf gestoßen.

Weshalb?

FT: Die Eltern wollten einfach, dass ihr Kind gleichbehandelt wird wie jedes andere.

Das wiederum ist total verständlich.

FT: Wenn ein Kind im Autismus-Spektrum in eine sehr große Kita kommen soll, denken viele Teams reflexartig: Das Kind braucht viel Ruhe, deswegen passt die Einrichtung nicht. Auf diese Weise überspringt man einen wesentlichen Schritt: Direkt bei den Betroffenen nachzufragen.

Wie geht es besser?

FT: Schaut sich die Familie mit dem Kind die Kita an, sieht sie, wie groß das Haus ist. Im anschließenden Gespräch müssen

Fachkräfte darauf vertrauen, dass die Familie ihre Bedürfnisse äußert. Kommt die zu dem Ergebnis, sie würde es gerne mit der Kita versuchen, sollte sich das Team darauf einlassen und nicht über die Köpfe der Familie anders entscheiden.

Eine gute Absicht allein reicht also nicht?

AnH: Verständlicherweise möchten Fachkräfte ihre Kompetenz zeigen. Sie fühlen sich inkompetent, wenn sie bei den Eltern nachfragen, sie ins Boot holen oder offen zugeben, dass sie nicht wissen, welcher Weg gut ist. Dabei empfinden wir Eltern das überhaupt nicht so.

Was geht in den Köpfen der Eltern stattdessen vor?

AnH: Wir sind keine gelernten Eltern von Kindern mit Behinderung. Wir haben unsere Kinder bekommen und dann geschaut, was geht und was nicht. Daher sind wir für jeden Austausch dankbar und für jede Person, die mit hinschaut und Ideen einbringt. Wir kennen es aus unserem Alltag nicht anders und mögen es nur nicht, wenn man uns Anregungen aufdrängt.

Im Grunde beschreibt ihr die Grundsätze jeder guten Erziehungspartnerschaft.

AnH: Als Fachkraft mit Eltern ins Gespräch zu kommen, Beobachtungen zu teilen und zusammen zu überlegen, welcher Baustein dem Kind fehlt, hilft. Es ist super, wenn Fachkräfte sich informieren und auf dem neuesten Stand sind. Daraus dürfen aber keine Übersprungshandlungen folgen.

✓ Aufeinander einlassen: Eltern kennen ihr Kind am besten. Daher sollten wir sie bei jedem Schritt miteinbeziehen.



Bild: Getty Images/SDI Productions

Betroffene Familien standen folglich irgendwann an demselben Ausgangspunkt wie Fachkräfte.

FT: Eltern von Kindern mit Behinderung sind erstmal gleichermaßen hilflos in vielen Situationen. Sie müssen erfahren, dass es für viele Dinge keine vorgefertigten Wege gibt und man sich das meiste selbst zusammensuchen muss, um für das eigene Kind passende Lösungen und Strukturen zu finden.

Was folgt daraus?

FT: Eltern haben in der Regel viel Expertise, was ihr Kind angeht. Gerade was die alltäglichen Bedarfe und Bedürfnisse angeht. Deswegen möchten sie diesen Schatz mit Kitas teilen.

Wie unterstützen wir Kinder mit Behinderung, damit sie sich als selbstwirksam erleben?

FT: Wir müssen unser eigenes Verständnis von Integration und Inklusion im Auge behalten. Es gibt einen Unterschied zwischen einem Setting, bei dem die Kinder ein Gruppenspiel spielen und wir das Kind mit Behinderung danebensetzen, obwohl es die Regeln motorisch oder kognitiv überfordern. Oder ob man innerhalb dieses Settings im Vorfeld genau überlegt, welche Aufgabe das Kind übernehmen kann, um sich ebenfalls als Teil der Gruppe zu erleben.

Dafür müssen Fachkräfte das Kind jedoch sorgfältig beobachten.

FT: Fachkräfte müssen im Blick haben, welche Themen das Kind

gerade beschäftigen und welche Fortschritte es macht. Die müssen sie benennen und den Blick des Kindes und den der Gruppe darauf lenken, indem sie laut über Fortschritte sprechen. Wir können Fortschritte oder Dinge, die ein Kind sich selbst erobert, die es neu gelernt hat, genau auf dem Schirm haben. Vorausgesetzt wir haben einen feinen Blick dafür.

Auch für das, was außerhalb der Kita passiert?

FT: Ja, da sind wir wieder beim Austausch mit den Eltern. Wir müssen fragen, was in der Familie gerade Thema ist oder was das Kind in Therapien macht. Übrigens spielt die Definition, was ein Fortschritt ist, bei all dem eine entscheidende Rolle.

Inwiefern?

FT: Fortschritt heißt nicht, dass man es geschafft hat, irgendwo drüberzuklettern. Sondern dass ein Kind ein anderes trösten konnte oder jemanden zum Lachen gebracht hat. Teams sollten reflektieren, welche Skills sie in der Kita als wichtig beziehungsweise als unwichtig erachten. Wir sollten den Blick für Dinge weiten, die ein Gewinn für die Gruppe sind und nicht für die, die in Wettbewerben messbar sind.

Das sind Fähigkeiten, die alle Menschen gemeinsam weiterbringen.

FT: Genau, das ist für die gesamte Gesellschaft eine totale Bereicherung. Wer bestimmt denn auch, was am Ende Priorität hat und was nicht?

Nochmal zurück zur Selbstwirksamkeit: Erleben sich Kinder mit Behinderung durch das Material in der Kita als selbstwirksam?

AnH: Kinder mit Behinderung müssen sich wiederfinden in Geschichten und im Spielzeug. In Bilderbüchern sollten etwa unterschiedliche Perspektiven vorkommen. Das muss eine Selbstverständlichkeit sein, ohne dass wir Diversität extra benennen.

Kannst du uns ein Beispiel nennen, wie Diversität aussieht?

FT: Meine Tochter trägt Orthesen. Wir haben ihr ein Buch gekauft, in dem es um ein Mädchen geht, das ebenfalls welche trägt und viel Ärger damit hat. Das Buch hat sie von Tag eins an ständig mit in die Kita geschleppt und sich gewünscht, dass es ihr jemand vorliest. Sie fand es cool, den anderen zu sagen: „Ey, guck mal, wir sind viele mit Orthesen.“ Ich denke, das hat ihr ein Gefühl von Zugehörigkeit gegeben.

Welche Stolpersteine erleben Familien in Kitas?

AnH: Sobald es personelle Engpässe gibt, werden Familien von Kindern mit Behinderung immer zuerst angerufen.

FT: Viele Familien mit Kindern aus dem Autismus-Spektrum oder mit Neurodivergenzen haben riesige Probleme, eine Kita zu finden. Viele Teams trauen sich das nicht zu, oder betreuen die Kinder nur kurz.

Woran liegt das?

FT: Noch immer herrschen viele Missverständnisse und viele pä-



Nachgehakt: Was ist Intersektionalität?

Viele Menschen sind von mehreren Diskriminierungsformen betroffen.

Sie haben nicht nur eine Behinderung oder einen Migrationshintergrund, sondern beides. Andere sind queer und haben eine Behinderung. Andrea Häfele gibt zu bedenken, dass sich alles überschneidet und wir an diesen Stellen sensibel sein müssen. Andernfalls rutschen viele Menschen und ihre Familien durch das Raster, weil sie nirgendwo hineinpassen.



Bild: Getty Images/Maskot

✓ Ich sehe dich:
Die Fachkraft
schaut genau, wie
sich das Kind als
Teil der Gruppe
erleben kann.

dagogische Fachkräfte sind mit dem Thema noch nicht so doll vertraut. Im Umkehrschluss wird vielen Eltern vorgeworfen, sie hätten Erziehungsprobleme. So wird alles auf die Familien zurückgeworfen. Dabei triggert das herausfordernde Verhalten viel bei den pädagogischen Fachkräften selbst und bringt sie an ihre Grenzen.

Was braucht es in diesen Fällen?

FT: Eine gute Begleitung der Fachkräfte, viel Input sowie Aufklärung und eben sehr viel Austausch mit den Familien. Denn es ist wirklich dramatisch. Die Kinder sind zu Hause, die Eltern können nicht arbeiten und Familiensysteme brechen zusammen.

Woran scheitern Kitas?

FT: Die Arbeitsbelastung ist sehr hoch. Dabei gibt es Hilfestrukturen von außen, auf die Kitas zurückgreifen können. Man kann zum Beispiel schauen, ob man bei Kindern mit einem hohen Betreuungsbedarf über die Eingliederungshilfe das personelle Setting verstärken kann. Genau so gibt es mobile therapeutische Angebote über die Kinder- und Jugendambulanzen oder sozialpädiatrische Zentren. So kann man strukturell etwas verändern. Diesen Blick über den Tellerrand schaffen viele Kitas indes gar nicht.

AnH: Unseren Verein fragen Fachkräfte wegen allen möglichen Themen an. Daran sehe ich, dass es bei Inklusion an einer hilfrei-

chen Begleitung fehlt. Ich habe das Gefühl, dass in Kitas eine große Not und Überlastung herrscht, und sobald etwas außerplanmäßig verläuft, sind keine Kapazitäten da. Keine Möglichkeiten, um Hilfe zu suchen, kurzfristig eine Beratung zu finden oder eventuell für kurze Zeit das Personal aufzustocken. Im Prinzip sind das Kleinigkeiten.

Aber sie sind es nicht?

AnH: Ganz und gar nicht. Inklusion wird in Orientierungspläne aufgenommen und gefordert: Jetzt macht mal! Das ist jedoch schwierig. Mich ärgert es, dass Inklusion nicht in Ausbildungscurricula verankert ist und stattdessen alle eine extra Fachausbildung machen müssen.

Der Wille ist da, aber die Strukturen fehlen?

AnH: Definitiv, Fachkräften muss beispielsweise bewusst sein, dass sie sich Netzwerke aufbauen dürfen. Stattdessen haben sie mit strukturellen Schwierigkeiten zu tun, weil das System nicht mitkommt.

FT: Ich war vor Kurzem bei einem Elterndialog mit Abgeordneten, bei dem es um Bildung ging. Eine Mutter hat sich dort zu Inklusion geäußert, woraufhin eine Abgeordnete meinte: „Wir sind heute wegen Bildung und nicht Inklusion hier.“ Dass Inklusion ein Extra ist, ist typisch. Dabei gehört Inklusion überall dazu – städtebaulich, infrastrukturell ...

Habt ihr das Gefühl, dass viele Behinderungen nicht im allgemeinen Blickfeld sind?

FT: Ich glaube, dass viele ein Kind mit Downsyndrom im Kopf haben, wenn man über Behinderungen spricht. Das ist auch mit die größte Gruppe. Allerdings gibt es viele unsichtbare Behinderungen. Kinder haben Lernschwierigkeiten oder sind kognitiv beeinträchtigt. Auch Krankheiten wie Diabetes oder mit dem Herzen erschweren Teilhabe. Nicht weniger fallen Kinder mit Neurodivergenzen, also mit ADHS oder Autismus, hintenüber. Meine Tochter hat eine Hörbehinderung.

Hat sich gesamtgesellschaftlich viel getan im Bereich Inklusion?

AnH: Aufgrund unseres 40-jährigen Vereinsgeburtstags haben wir alte Briefe gefunden, noch mit Schreibmaschine geschrie-

ben, die sich um politische Arbeit drehen. Die könnte man heute eins zu eins so schreiben.

Sehr deprimierend.

FT: Die Themen sind dieselben, aber vermutlich finden heute schon mehr Kinder mit einer Behinderung ihren Weg in Kitas und Schulen. Momentan erleben wir trotzdem eine Rückkehr zu alten Mustern. In Berlin möchte die Bildungsministerin neue Förderzentren bauen. Das ist erneut ein riesiger Schritt hin zu Parallelwelten.

War Inklusion diesbezüglich bereits weiter?

FT: Es gab schon mehr Zuspruch zu Inklusion und einen stärkeren Willen, sich auf den Weg dorthin zu machen. Anfängliche Begeisterung hat allerdings nie zu Taten geführt. Die Politik ist immer mit einem Sparmodell gefahren. Deshalb können wir nicht beurteilen, ob Inklusion funktioniert, weil sie nie ernst gemeint war oder ein ernsthafter Versuch stattgefunden hat. Sicherlich gibt es Leuchtturmprojekte und einzelne Einrichtungen, die Inklusion verwirklicht haben. Alles in allem ist das Argument, Inklusion sei gescheitert, aus diesen Gründen jedoch schwierig.

Was müssen wir als Gesellschaft tun, damit sich Menschen mit einer Behinderung gesehen fühlen?

FT: Unsere Gesellschaft ist in einem Modus des Vergleichens, aus dem unsere Kinder herausfallen. Daher wünschen wir uns mehr Sensibilität, die nur im Austausch funktioniert und den die vorherrschende Sprachlosigkeit verhindert. Um das zu brechen,

dürfen sich nicht nur Menschen mit Behinderung und deren Familien zeigen. Wir brauchen die Bereitschaft und den Mut aller, in Kontakt zu kommen.

AnH: Und gemeinsame Orte für selbstverständliche Begegnungen. Keine inklusiven Projekte, zu denen wir alle einladen müssen, sondern etwas Unaufgeregtes wie inklusive Spielplätze. Leider sind das bisher Utopien, die aber im Kleinen ihren Anfang nehmen.

So leben alle in ihren eigenen Welten.

FT: Genau, wir halten unterschiedliche Systeme aufrecht. Die jungen Kinder sind häufig in der Diagnostik und am Nachmittag in Therapien. Wenn sie Glück haben, gehen sie in eine inklusive Kita, aber schon in der Grundschule stellt sich die Frage, ob sie in ein Förderzentrum gehen. Von dort führt der Weg in die Werkstätten. Dadurch dass unsere Lebenswelten getrennt sind, kommen viele Menschen nie mit Menschen in Berührung, die eine Behinderung haben. Kämen wir das, wäre unser Umgang miteinander viel selbstverständlicher.



Interviewpartnerinnen



Andrea Häfele

ist seit zwölf Jahren bei Eltern beraten Eltern e. V. tätig. Sie ist Mutter von drei Kindern. Ihr 19-jähriger Sohn Anton hat das Downsyndrom.



Franzisca Teske

ist seit sieben Jahren Teil des Teams von Eltern beraten Eltern e. V. Die Sozialpädagogin ist Mutter zweier Kinder. Ihre Tochter hat einen bisher unentdeckten Gendefekt.